

Kairo, 27. Nov. 1855

Hochwürden und geehrter Herr,

ich versprach in meinem letzten Brief (vom 18. Nov.), Ihnen ausführlicher zu schreiben – was ich jetzt versuche.

Mein letzter aus Kisuludini im April geschriebener Brief begann mit dem gewichtigen Satz: „Die Ostafrikanische Mission hat abrupt ein Ende gefunden“. Es sollte bedacht werden, dass dieser Satz nicht überstürzt aufgrund des Einfalls der Massai ins Wanika-Land gewählt wurde, sondern vielmehr die einfache Schlussfolgerung aus einer Aussage war, welche, wie ich von Dr. Krapf informiert wurde, vom Komitee gemacht worden war, nämlich: dass die Fortsetzung der Ostafrikanischen Mission abhängig sei von der Errichtung einer neuen Station im Kadiaro-Gebirge. Bemerkenswerterweise fiel der Eingang dieser Information von daheim genau zusammen mit dem ersten Erscheinen der Massai im Duruma-Land. Sie war kaum eingetroffen, als sich die Unmöglichkeit ihrer Umsetzung erwies, ja, dass sogar unser Aufenthalt in Kisuludini für einige Zeit sehr zweifelhaft erschien; denn wenn diese Räuber ihren Einfall in das Rabbai-Gebiet ausgeweitet hätten, wären alle Menschen um uns herum und selbst unsere Diener ganz sicherlich geflohen. Rabbai Mpia, so nahe es liegt, hätte uns keine Zuflucht geboten, da zum einen die elenden Hütten schon begonnen hatten zusammen zu brechen, während zum anderen seine Sicherheit aufgrund fehlender Vorräte nutzlos gewesen wäre. Doch ungeachtet all dessen – wenn es außer den räuberischen Angriffen der Massai keine anderen Gründe für uns gegeben hätte, Ostafrika zu verlassen, so hätte man unseren Fortgang nur um ihretwillen mit Recht als Fahnenflucht bezeichnen können. Wie aber die Dinge standen, würden wir den Ort nicht verlassen, sondern waren gezwungen, mindestens bis zum nächsten Oktober zu warten, denn – wie Sie wohl wissen, wird Mombasa nicht von den Schiffen der zivilisierten und christlichen Welt angelaufen, sondern Ihre Mission, und Ihre Missionare sind bis jetzt abhängig allein von Schiffen, welche dem falschen Propheten angehören. Dies ist wahrlich ein sonderbarer Fall in der Geschichte der Kirche Christi und sicherlich des Nachdenkens wert. Mir scheint, dass unmöglich ein Segen die Ostafrikanische Mission begleiten kann, solange nicht diese unnatürliche Verbindung von Licht und Dunkelheit ein Ende gefunden hat. Wir kehrten nach Kisuludini von Mombasa am 2. Mai d.J. zurück, und wie ich bereits erwähnte, blieb das Land ruhig bis zu der Zeit, als wir es verließen, wengleich jeder hier glaubt, dass die Viehdiebe eines Tages unerwartet wieder auftauchen werden. Doch da ich wider alles Erwarten im Stande war, die ganze Zeit von April bis Oktober in Kisuludini anstatt im elenden Mombasa zu verbringen, sah ich mich nicht mehr, wie noch im April, berechtigt, die Mission ohne die Genehmigung des Komitees aufzugeben, sondern beschloss lediglich, nach Aden zu gehen, was nicht nur zum Zwecke einer zügigeren Korrespondenz erforderlich schien, sondern auch im Hinblick auf die Gesundheit des einzigen mir verbliebenen Gefährten, welche zuvor einige Zeit recht leidend gewesen war, und wir dachten, die Seeluft werde ihr gut tun.

Mit Ausnahme der Zeit, welche ich jeden Abend lesend und betend mit Abbe Gundsha (sic) verbrachte, war ich ausschließlich mit dem Studium der Kiniassa-Sprache beschäftigt, wobei ich ursprünglich beabsichtigt hatte, deren Vokabular unter meiner Feder zu einem Wörterbuch anwachsen zu lassen, dann aber zu meinem großen Erstaunen zunehmend diese Sprache als fast so reich an Worten

wie das Kisuaheli befand, mit allem, was letztere vom Arabischen entlehnt hatte – und fast noch reicher an grammatischen Formen sonderbarster Art. Die Bedeutung dieser Sprache im Verhältnis zur großen südafrikanischen Sprachfamilie kann kaum überbewertet werden, wenn man feststellt, dass sie die grundlegenden Bedeutungen einer großen Anzahl von Worten nicht nur in Kisuaheli, Kinika, Kisamba usw., sondern auch der Kaffer-Sprache umfasst. Mit angeregtestem Interesse verfolgte ich die verschiedenen Sprach-Formen und – Partikel, welche erhellten, was in den anderen Dialekten noch dunkel und unbestimmbar für uns geblieben war. Ich glaube mit Bestimmtheit, dass die Sprache, welche im Westen des Niassa-Sees gesprochen wird, die gleiche zentrale Bedeutung für die große Südafrikanische Sprachfamilie hat, wie sie dem Volk, welches diesen Teil des Kontinents bewohnt, in geographischer Hinsicht zukommt – denn kaum hatte ich einen Einblick in sie gewonnen, so erschien mir der Dialekt, mit welchem ich mich zuvor mehr oder weniger vertraut gemacht hatte, eher als Strahlen eines und des selben Lichtes.

Mein Studium des Kiniassa (oder Kinia'sa) war für mich ein solch fortgesetzter geistiger Genuss, dass Tage und Wochen so rasch verflogen, wie sie es nach meiner Erinnerung nie zuvor taten, und so riss ich mich nur sehr widerstrebend davon los, als die Zeit gekommen war, dass wir uns für unsere Reise nach Aden bereit machen mussten. Das einzige Ungemach, welches wir an unserer Station im Zusammenhang mit den Masai erlebten, war eigenartiger und sehr bezeichnender Natur: Am 25. Juli kam Manikemba, einer der führenden Männer der anderen Abteilung des Rabbai-Stamms, in Begleitung unseres Häuptlings und bat mich um eine schwarze Kuh – wofür? Für ein "Sadaka" (ein Beschwichtigungsoffer) zur Vertreibung der Massai, oder wenigstens dazu – falls sie wiederkommen sollten –, sie zu einer leichten Beute der Wanika zu machen, "damit", wie sich Manikemba ausdrückte, "sie sie mit ihren Händen ergreifen und töten könnten". In meiner Antwort gab ich zunächst unserem Häuptling gegenüber unserer Trauer und Betrübung Ausdruck, dass er, der von allen Wanika am meisten vom Evangelium gehört hatte, dennoch ein solches Anliegen unterstützen könne. Welch eine erschreckende Tatsache, dass nach 9 Jahren Arbeit der Missionar in Ostafrika noch von den Heiden um Mittel gebeten wird, um ihr eigenes Werk der Finsternis und des Aberglaubens auszuführen ?! Sie dürfen sich, geehrter Herr, dann nicht wundern, wenn für mich eine solche Sachlage bedeutet: Missionare wurden in ein Land gesandt, in welchem gerade diese Position die Eingeborenen daran hinderte, ihr Ziel zu verstehen, daran zu glauben und es zu würdigen. Die Angelegenheit mit der "schwarzen Kuh", welche, bevor sie geschlachtet wurde, entlang der westlichen Grenzen geführt wurde, wurde schließlich dadurch erledigt, dass ich mich nur bereit erklärte, ihnen unser übliches Geschenk in Ansehung der Tatsache zu geben, dass wir sie für einige Zeit verlassen würden. Doch obwohl ich sie vor der großen Sünde warnte, derer sie sich schließlich schuldig machen würden, wenn sie unser Geld für ihre „Sadaka“ nutzen würden, konnte ich dies natürlich nicht wirklich verhindern. „Die harten Herzen der Wanika wurden in keiner Weise durch das Unglück gebrochen“, welches die Massai über sie brachten – und ich kann auch nicht glauben, dass die Massai je die Ursache für eine solch glückliche Bemühung werden - Werkzeuge einer weit raffinierteren Art werden notwendig sein, wie die Missionsgeschichte des Südens und Westens Afrikas bezeugen wird. – Nicht lange vor unserer Abreise erhielt ich einen Brief von Dr. Krapf, in welchem er einen Gruß an unseren Häuptling übermittelte – doch als er ihn empfing, nahm er nicht die leiseste Notiz, und erkundigte sich weder nach seiner Gesundheit, noch, ob er ihn je wiedersehen werde – und das obwohl er der führende Mann

des „Treffens in Rabbai Mpia“ war und mehr Geschenke erhalten hatte als jeder andere Wanika. ---

Am 18. September verließen wir Kisuludini in Richtung Mombasa, um uns auf unsere kleine Reise vorzubereiten. Auch hier erlebte ich, während ich mich um die Anmietung eines Schiffes bemühte, wieder, welch ein armer und hilfloser Fremder der Europäer in Ostafrika ist, wann immer er den Augen des britischen Konsuls entzogen ist. Im Hafen lag eine große arabische Bugalow, welche einem Mann aus Bushir am Persischen Golf gehörte, der gleichzeitig der Kapitän war. Über ihn war anfangs – von neutraler Seite, wie es schien – zu hören, dass die meisten Seeleute vor dem Kapitän geflohen seien, da er ein schlechter Mensch sei und überdies einen Anker verloren und seine Segel verkauft habe. Anfangs hörte ich diesen Erzählungen hauptsächlich deswegen zu, weil der Kapitän angeblich zu dem „Sur“ genannten arabischen Stamm gehörte, dem ich mich und meine Frau nicht anvertrauen wollte, und vereinbarte daher eine Passage auf einem Schiff, das dem Gouverneur von Mombasa gehörte, obwohl dessen Kajüte recht eng und so niedrig war, dass ich darin nicht aufrecht stehen konnte, da es aber nur die Auswahl zwischen diesem Schiff und dem des Sur gab. In der Zwischenzeit war ich mit der Person und den Umständen des Kapitäns, dessen Name Abdallah war, näher vertraut geworden, und begann zu argwöhnen, dass die von den Mombasianern über ihn verbreiteten Schilderungen sämtlich teils nationaler Eifersucht und teils ihrem Egoismus entsprangen. Gleichzeitig erfuhr ich, dass sein Schiff früher abgehen werde als das des Gouverneurs, welcher mir zudem gestattet hatte, in dem Schiff zu reisen, welches mir am besten gefiele. Nachdem ich mich über die Person Abdallahs sowie seine Seeleute, Segel und Anker zu meiner Zufriedenheit vergewissert hatte, und auch wegen seiner im Vergleich zu der des Gouverneurs wesentlich besseren Kabine, tauschte ich meine Vereinbarung mit dem letzteren gegen eine solche mit dem ersteren. – Als bald bewahrheiteten sich meine Befürchtungen durch den Zorn, welchen dieses bei Tangai, dem Gouverneur, erregte. Weder schämte er sich – noch der Zollmeister, der, als Balian natürlicherweise ein britischer Untertan, es eigentlich besser hätte wissen müssen – so weit zu gehen in ihrem Bestreben, mich einzuschüchtern, dass sie behaupteten, Abdallah werde uns für den Gegenwert eines „Robo“ (Vierteldollar) umbringen. Als ich schließlich ebenfalls zornig wurde und ihm drohte, sein Verhalten dem britischen Konsul zu berichten, hätten Sie hören sollen, mit welcher Verachtung der die Bezeichnung seines Titels aussprach – „Balos-“ – „Balos-“ als wollte er sagen, was geht er mich an? Auch nannte er mich in seinem Zorn einen Lügner, aber ich antwortete ihm mit keinem Wort mehr. Nachdem er zur Überzeugung gekommen war, dass ich nicht davon abgeschreckt werden konnte, mit der Bushire-Bugalow zu fahren, versuchte er noch mit den niederträchtigsten Mitteln, dieses Schiff am Auslaufen zu hindern – doch hierzu verhielt ich mich vollkommen still. – Wie froh waren wir, als wir am Morgen des 3. Oktober (nicht des ersten, wie ich im letzten Schreiben irrtümlich angab) endlich auf den freien Ozean hinausfahren und seine freie Luft atmeten, dorthin wo uns der Gouverneur von Mombasa nicht mehr belästigen konnte, will ich nicht beschreiben. Doch schon am nächsten Morgen, den 4. Oktober, lag unsere brave arabische Bugalow hilflos auf der Seite auf einem Riff etwa 6 bis 7 Meilen vor der Küste und in der Nähe des Osa-Flusses. Die Einzelheiten dieser Havarie finden Sie in einem Brief, den Frau Rebmann an ihre Schwester schrieb und den ich dem meinen anfüge mit der Bitte, ihn aufzugeben, nachdem Sie ihn gelesen haben. Es sah fast danach aus, als sei unser Schiffbruch mithilfe von Bestechung arrangiert worden – doch ist die damit verbundene Lebensgefahr zu groß, um auch nur einen Moment auf diesen Gedanken zu verwenden. Ein

Verdacht könnte allenfalls auf den Steuermann fallen, nicht auf den Kapitän, der mit seiner Bugalow 1000 Dollar verlor und alles tat, was er konnte, um unser Leben und Eigentum, zumindest unser Geld, zu retten.

Auch im Hafen von Maralla kamen wir nur knapp mit dem Leben davon – als wir eines Tages im Begriff waren, an Land zu gehen und ich gerade dabei war, Mrs. Rebmann vom Schiff ins Boot zu helfen, wurde dieses unter meinen Füßen fortgestoßen, so dass ich etwa eine Minute lang mit einem Arm am Rande des Schiffs hing, während ich meine Frau in dem anderen hielt – wäre das Boot nicht umgehend zurück gekommen, so dürften wir gemeinsam in der Tiefe versunken sein.

Doch ungeachtet aller dieser Fährnisse, Ärgernisse und Entbehrungen – wir sind vollauf bereit, nach Ostafrika zurück zu gehen um zu tun, was wir gegenwärtig tun können – und überlassen den Rest Ihm, der alle Dinge zusammenwirken lässt zum Besten derer, die ihn lieben -

Uns Ihrer Zuneigung und Ihren Gebeten

anempfehlend, verbleibe ich, geehrter Herr
Hochachtungsvoll Ihr
J. Rebmann

P.S: Kairo, 2. Dezember, 1855

An den Finanzvorstand

Geehrter Herr –

Ich erlaube mir, Sie zu informieren, dass ich in Aden zwei Wechsel auf Sie gezogen habe – den einen datiert 7. November an die Order von W.f.W. Graham Esq. Über die Summe von £40 (vierzig Pfund) und den anderen datiert 9. November an die Order von J. Seater Esq. über die Summe von £50 (fünfzig Pfund).

Ich hatte in Aden einige Schwierigkeiten, das nötige Geld für unsere Passage nach Suez zu erhalten, da Brigadier Coghlan niemals, wie Captain Haynes seit der Aden-Mission, bevollmächtigt war, uns mit Geld zu versorgen. Der Brigadier war allerdings sehr freundlich zu mir und hätte mir das Geld gerne als Privatmann gegeben, wenn er es verfügbar gehabt hätte, doch offiziell war er, wie er sagte, hierzu nicht imstande, ohne dass ich ein Dokument vorgewiesen hätte. –

Ich muss Sie auch über einen weiteren Betrag von L50 (fünfzig Pfund) informieren, den ich mit Datum 23. November in Kairo an die Order von Fa. Tod, Rathbone & Co anwies. Den Bericht über das am 30. September schließende Halbjahr habe ich mit meinem letzten Schreiben heim geschickt.

Ich verbleibe hochachtungsvoll Ihr
J. Rebmann